

# Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 31

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Der Rorschacher Trichter

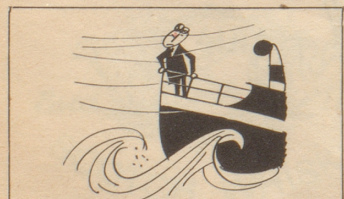
142

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

## Entdeckung der Nähe

Alle meine Bekannten sind weg. Ferienhalber. Der Kurt und die Benita rösten irgendwo in der gnadenlosen Sonne zwischen Split und Makarska, wenn sie nicht bei Rjeka die fünfzehnte Panne beheben. Der Hans läßt seine Whisky-Nase aus dem Seegras der Dünen von Cornwall blühen. Die Rosmarie äugt nach den Fremdenverkehrs-Don-Juans von Granada, obwohl die Stadt von Mario Lanza, Vico Torriani, Franky Laine und dem Trio San José derartig besungen ist, daß sie kaum mehr halten kann, was man sich gemeinhin von ihr verspricht. Die Maja macht auf Umbrien, der Freddy auf Marokko, die Sonja auf Portofino, weil sie einen Innenarchitekten aus Mailand kennt, der seine Ferienwohnung in der Snob-Bucht alljährlich für kurze Zeit neu möbliert. Diesmal blond. Weiter: Der Ruedi und die Margrit bummeln durch Nizza: die Marion schrieb aus der Türkei; und der Röbi sandte herzliche Feriengrüße vom Libanon. Weit haben sie es gebracht, meine Bekannten. Und natürlich begreife ich sie ganz gut. Die Weite lockt. Das Abenteuer winkt mit sonnverbrannten Fingern. Die Welt, die noch immer größer ist als manche sie haben wollen, reizt zum Rendez-vous.



Wer sekrank ist, kommt sich als Wurm und ziemlich elend vor bei Sturm.  
(Mit einem Treffer fühlt man sich sofort besser!)

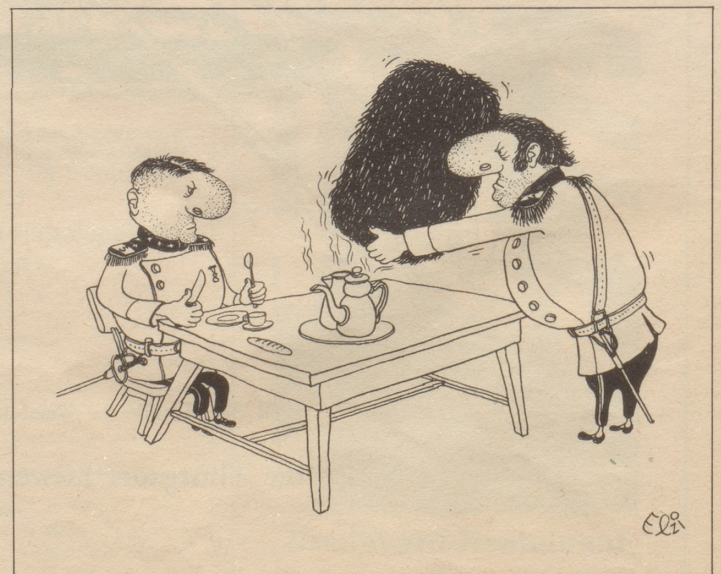
Fr. 50 000 / 40 000.—

Haupttreffer Interkantonale Landes-Lotterie

Trotzdem bin ich nicht weggefahren. Sondern hiergeblieben. Hier, in diesem reizenden Städtchen namens Zürich, das nun nachmittagsweise verlassen und öde liegt wie ein Dorf in den Abruzzen oder ein Weiler in Katalanien oder ein Almhütten-Haufen in den bayrischen Bergen. Natürlich schauen meine lieben Bekannten jetzt aus Cornwall, Granada, Portofino und Korfu ziemlich sehr auf mich herab, denn es ist durchaus nicht comme il faut, Ferien in Zürich zu verbringen. Man ist – und läßt den Doppelsinn des Wortes nur gelten! – ein Zurückgebliebener. Ein Bünzli. Ein Scheuklappler. Ein mentaler Maulwurf. Kurzum: ein Ignorant, der seine paar Ferienwochen nicht dazu benutzt, einen Eindruck von der Weite und den Herrlichkeiten dieser Welt zu bekommen. Einer, der sich freiwillig der Chance begibt, das Abenteuer der Ferne zu bestehen. Vielleicht haben sie recht, die lieben Bekannten. Aber: haben sie schon einmal etwas vom Abenteuer der Nähe gehört? Von der Entdeckung der kurzen Distanz? Ich sage dies: von allen Abenteuern ist das Abenteuer der Nähe noch das einzige, das uns blieb. Amerika ist entdeckt. Patagonien darf als bekannt vorausgesetzt werden. Auf der Landkarte von Brasilien gibt es keine weißen Flecken mehr. Doch: Terra incognita besteht noch in der Nähe. Direkt vor meiner Nase liegt unerforschtes Land. In diesen Tagen zog ich aus, es zu entdecken. Ich begann mit dem Familiengarten. Eigentlich nennen ihn alle 'Schreibergarten', aber diejenigen, die ihn besitzen, heißen ihn 'Familiengarten', weil 'Schreibergarten' zu deutsch klingt. So streng sind hier die Bräuche! Also: Der Familiengarten. Er liegt an den Rändern der Stadt, dort wo die Straßenzüge in Wiesenwege münden, wo Asphalt un-

ter dünnen Blättern erstickt, wo das steinerne Meer in grünlichen Hügeln verebbt. Ich bin hundertmal an diesen Familiengärten vorbeigefahren und vorbeigegangen und ich habe sie nicht gesehen. Dann hat mich der Päuli Burkhard aber darauf aufmerksam gemacht, daß es so etwas überhaupt gibt. Als ich ihn neulich traf, gestand er nämlich leicht geniert, daß er den ganzen Tag im Garten gearbeitet habe. Ich hielt das für einen Witz, denn ich wußte zwar, daß der Päuli eine musikalische Großgärtnerei mit ein paar wertvollen Immergrün (zu deutsch: Evergreens) besitzt, doch von einem veritablen Garten hatte ich noch nichts gehört. Ich sagte es. Worauf mich der Päuli an der sommerlich losen Krawatte packte und zu seinem Gärtchen schleppte. Es liegt auf einer Anhöhe über der Stadt, dicht am Waldrand und ist ein Zauber und ein Schatz. Bitte sehr: ich habe schon größere Zwerge gesehen. Aber das Gärtchen, so klein es auch ist, besitzt alles, was zu einem Garten gehört. Es gibt da: ein Hexenhäuschen, das vor Sonne und Regen schützt und Glyzinien zu Kletterübungen dient; Wege, säuberlich mit Steinplatten belegt; Schnecken; Himbeeren vom warmen Rot der Lippen eines Teenagers; Karotten; Erdflöhe; gewalttätige Rettiche; Kopfsalat; Blattläuse; Randen in rötlichen Reihen. Und Blumen gibt es auch: Stiefmütterchen mit den verdrossenen Gesichtern von kurzsichtigen Bulldoggen! Sonnenblumen mit viel Stengel und wenig Blume; Nelken wie flaumige Bettfedern; die Gladiolen sind indessen erfroren und so kann es von mir aus immer bleiben. Und rings um das Gärtchen vom Päuli gibt es andere Gärtchen mit anderen Häuschen und anderen Schnecken. Und in allen arbeiten gegen Abend zufriedene Leute.

Keine Gärtner. Keine Bauern. Leute, emporgewachsen aus den Rissen des Asphalt. Kinder der steinigen Stadt. Bewohner der Betongräber. Beduinen der Wellblechwüsten. In ihnen war eine Sehnsucht, die hat sie dazu getrieben, ein kleines Stückchen Land zu mieten, ein lächerlich kleines Fleckchen Scholle, ein paar Quadratmeter Natur, entschädigend für alle Unnatur ihrer Alltage. Und auf diesem bißchen Boden erleben sie beglückt ein Wachstum, das der Asphalt erwürgt hat. Dort sind sie Zeugen eines Lebens, von dem so viele nicht mehr wissen wie es wird. Es ist fein, daß es diese Leute gibt und es ist gut, zu wissen, daß sie existieren. Jedenfalls ist die Kenntnis ihrer Existenz für mich mindestens so interessant wie das Wissen um einen Pygmäen-Stamm am linken Nebenfluß des Nischi-Nischi in Aequatorial-Afrika. Oder wie die Teilnahme an einer spanischen Prozession. Kommt noch etwas dazu: irgendwann werde ich die Nischi-Nischi-Zwerge im Kino Urban oder im Zirkus Knie sehen und die spanische Prozession wird mir das deutsche Fernsehen als Einschaltensendung an einem höheren Feiertag vermitteln. Wer aber, meine Damen und Herren, erzählt mir etwas von Schreiber-Gärten? Wer liefert mir einen Dokumentarfilm über das Leben eines Schreibergärtners? Niemand! Denn sehen Sie: die Ferne wird heute ins Haus geliefert. Und die Nähe rückt in die Distanz, die wir aus Bequemlichkeit, erstorbener Neugier und Desinteresse selber schufen. Nein, niemand erzählt mir von Familiengärten und Familiengärtnern. Ich gehe blind an ihnen vorbei.



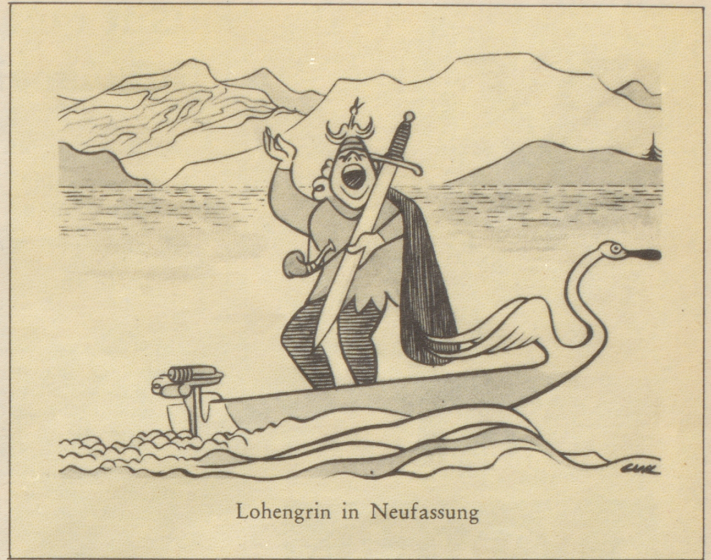
Blind wie Columbus für die nähere Umgebung von Madrid.  
Nein, ich bin wirklich froh, daß ich die Familiengärten kennengelernt habe.  
Und auch das Landesmuseum.  
Wer besucht es schon?  
Kinder.  
(Weil sie müssen.)  
Lehrer.  
(Weil sie müssen.)  
Der Direktor des Landesmuseums.  
(Weil er muß.)  
Die Wärter.  
(Weil sie müssen.)  
Womit die schweizerischen Besucher erschöpft wären.  
Trotzdem: es lohnt sich hineinzugehen. Es wird ein gar vergnüglicher Ferien-Nachmittag, wenn man nur ein bißchen Phantasie hat. Man muß die Hellebarden sehen und dann muß man sich die Landsknechte dazu denken: grellgelbes Wams und knallig-rote Pluderhosen und darum der Staub einer sommerlichen Straße, die durch eine graue Wiese direkt in die tiefen Wolken des dunstigen Himmels führt.  
Man muß die Rüstungen sehen und sich die Ritter dazu träumen und eine Zugbrücke und eine Dame, die mit langem Haupthaar lange hinter dem scheidenden Krieger herwinkt. Man muß die Trachten sehen und sich fragen, warum man Schubert, Balenciaga und Laurent noch nicht den Fähigkeits-Ausweis entzogen hat.  
Die Masken: deutliche Beweise, daß es anstrengend sein muß, böse zu sein, denn die hölzernen Gesichter tragen tiefe Runen der Qual, die endloses Stirnrunzeln und permanentes Mundwinkel-Verziehen verursacht.  
Weiter: Ofenkacheln, verziert mit Darstellungen und Sinnsprüchen, die nur für die sehr reifere Jugend in Frage kommen und keineswegs von Zwingli sind.  
Wünsche angenehme Lektüre!  
Mir hat's gut gefallen im Landesmuseum.  
Sehr.  
Obwohl ich natürlich nicht mithalten kann, wenn demnächst meine Freunde vom Prado berichten oder vom Louvre oder von siebenundachtzig italienischen Kirchen.  
Doch was tut's: ich werde sterben ohne den Taj Mahal, den Grand Canyon und das Männeken Pies gesehen zu haben.  
Aber wenigstens das Landesmuseum kenne ich.  
Zugegeben: konnte ich es nicht, wäre es weiter nicht schlimm.  
Aber halt doch ein bißchen lächerlich.  
Denn lächerlich ist es, seine Beine zu strecken, nachdem man Portofino, Lissabon und Chihuahua kennt, aber nichts von der Stadt, in der man lebt, erlebt zu haben.



Die Glosse:

## Der Grabstein des Anstoßes

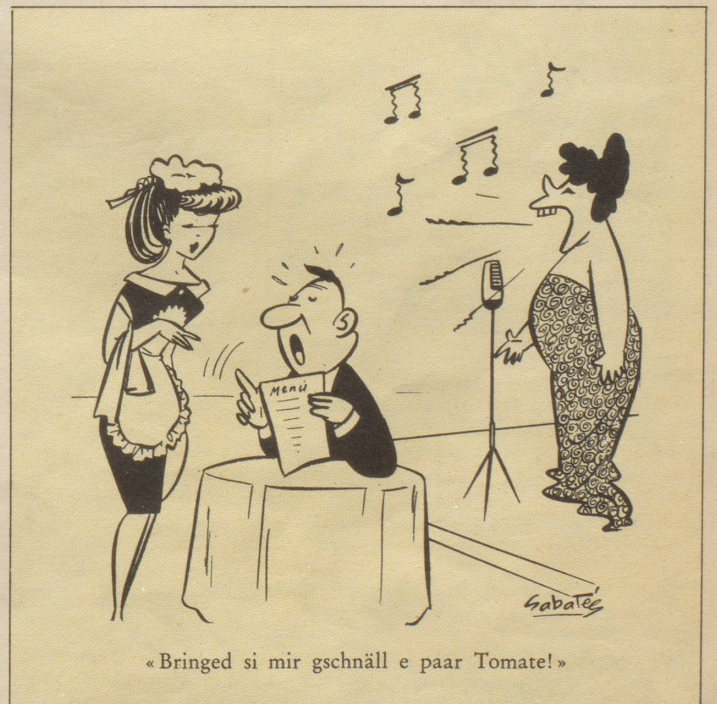
Dies ist die Vorgeschichte:  
In Zürich starb ein Mann, der hatte eine Tochter und die wollte dem Vater, wie das so üblich ist, einen Grabstein setzen lassen.  
Einen aus schwarzem, schwedischem Granit.  
Sie biß, als sie das tun wollte, auf Granit.  
Bei der Friedhofverwaltung.  
Warum?  
Weil die Friedhofsverwaltung weder ganz schwarze noch ganz weiße Grabsteine akzeptiert.  
Aus ästhetischen Gründen.  
Sie befürchtet nämlich, daß durch ein Nebeneinander von allzu vielen allzu weißen und allzu schwarzen Steinen ein Kontrast entstände, der die Harmonie des Totenackers störte.  
Die Tochter, die den schwarzen Grabstein zu setzen wünschte, akzeptierte die ästhetischen Erwägungen nicht so ohne weiteres.  
Sie suchte das, was sie für ihr Recht hielt, vor den Gerichten.  
Mit anderen Worten: sie strengte einen Prozeß an.  
Und verlor ihn prompt.  
Ende der Vorgeschichte.  
Ja, und was soll man nun sagen?  
Man soll, wenn Sie mich fragen, nichts sagen.  
Man soll den Mund halten.  
Es hätte nämlich gar keinen Sinn, ihn aufzutun, denn es hat einem ohnehin bereits die Sprache verschlagen.  
Also bemühe man sich nicht sinnloserweise, Silben der Ablehnung, des Abscheus und der Empörung zu stammeln.  
Man schweige.  
Man resigniere.  
Man nehme den Kopf ab und lege die Hand an die geistige Hosennaht und stehe stramm vor dem Reglement.  
Man zucke mit keiner Wimper.  
Man schlucke das Unabänderliche.  
Man verdaue den Triumph der konsequenten Ordnung.  
Man sage sich:  
Ich bin ein freier Mensch in einem freien Land und ich habe die Freiheit, alles zu tun, was nicht verboten ist.  
Ich darf als kleines Kind jeden Kindergarten besuchen, außer demjenigen, der nicht in meinem Wohnquartier liegt.  
Ich darf in jede Volksschule, außer in diejenige, die nicht in meinem Wohnkreis liegt.  
Ich darf jeden Rasen betreten, außer demjenigen, der vor Betreten geschützt ist.  
Ich darf jedes Auto kaufen, wenn ich in Zürich wohne. Aber wenn ich das Auto in Luzern kaufen möchte, darf ich es nicht. Weil ich in Zürich wohne und die Autohändler von Zürich nicht wollen, daß Leute, die in Zürich wohnen,



Lohengrin in Neufassung

in Luzern ein Auto kaufen. Dafür dürfen auch Luzerner keinen Wagen in Zürich kaufen.  
Ich darf ein Haus bauen, wenn der Heimatschutz nichts dagegen hat und das Bauamt es gestattet und die Baulinie berücksichtigt wird und die Fenster nicht zu breit sind und das Haus nicht zu hoch ist.  
Ich darf pasteurisierte Milch trinken, aber ich muß den Milchmann nehmen, der für mein Quartier zuständig ist. Einer aus einem anderen Quartier darf sie mir nicht bringen, auch wenn ich ihn lieber habe oder wenn er früher kommt.  
Ich darf sterben, aber ich darf keinen schwarzen Grabstein haben und keinen weißen.  
Obwohl schwarz (oder weiß) meine Lieblingsfarbe ist.  
Ich darf alles, außer den paar Dingen, die ich nicht darf.  
Ich darf aber vor allem an einen

tieferen Sinn der Uniformierung und der Gleichschaltung glauben.  
Ich darf den Segen des absoluten Konformismus einsehen.  
Und ich darf, um ein gutes Gewissen zu behalten, das alles erst noch als Demokratie betrachten.  
Ich darf nur eines nicht: ich darf nicht nachdenken.  
Weil mich sonst die Wut packt und ich Dinge tue, die ich wiederum nicht darf.  
Oder Dinge sage, die ich nicht sagen darf.  
Zum Beispiel könnte ich versucht sein, zu bemerken, die Friedhofsverwaltung der Stadt Z. habe der Pietät, der Menschlichkeit und der Toleranz einen genormten Grabstein gesetzt.  
Was juristisch anfechtbar wäre, wie ein gewisses Urteil in einem gewissen Prozeß in der gewissen Stadt Z. (Schweiz) lehrt.



«Bringed si mir gschnäll e paar Tomate!»